

Leseprobe aus:

Özlem Topçu, Khuê Pham, Alice Bota

Wir neuen Deutschen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Inhalt

- I. Eigentlich ganz schön hier 7
- II. Wer wir sind 21
 - Ein Polenkind wird deutsch 21
 - «Wo kommst du wirklich her?» 30
 - Wir unsichtbaren Türken 38
- III. Meine Heimat, keine Heimat 49
- IV. Unser anderes Land 61
 - Verrat an Polen 61
 - Die Sache mit der Türkei 70
 - Mein vietnamesisches Ich 80
- V. Schönen Dank fürs Erbe 89
- VI. Scheitern ist keine Option 117
- VII. Wir sind alle Muslime 147
- VIII. Neue Deutsche braucht das Land 161
 - Danksagung 176

I. Eigentlich ganz schön hier

Wir finden, dass es sich verdammt gut lebt in diesem Land, von dem wir nicht wissen, wie wir es nennen sollen: Heimat? Zuhause? Fremde? Unser Deutschland – oder doch: euer Deutschland?

Wir sind hier aufgewachsen, wir haben hier Deutsch gelernt, sind hier zur Schule gegangen und haben uns an den Wohlstand gewöhnt, der uns immer dann bewusst wurde, wenn wir die Kargheit in der Heimat unserer Eltern sahen; wenn wir Verwandte besuchten und unsere Eltern ihnen Geld gaben oder Geschenke aus Deutschland mitbrachten. Wir sahen unser Spielzeug, das vielleicht nicht so schön war wie das von deutschen Kindern, aber wenn wir es mit dem unserer Cousins und Cousinen in Polen, Vietnam oder in der Türkei verglichen, spürten wir: Ganz gleich, wie arm oder reich unsere Familien waren, in unseren Leben gab es keinen wirklichen Mangel. Und keine Angst, zumindest nicht solch eine, wie wir sie bei unseren Verwandten ahnten: weil sie kaum genug zum Leben verdienten, weil bei ihnen die Lebensmittel knapp waren, weil sie nicht frei ihre Meinung sagen durften. Wir dagegen fuhren auf Klassenfahrt, jobbten nach der Schule im Alten-

heim, gaben Nachhilfe oder räumten für zehn Mark die Stunde im Supermarkt Regale ein, um unser Taschengeld aufzubessern. Wir waren Heranwachsende in Deutschland.

Ungläubig saßen wir vor dem Fernseher, als die Berliner Mauer fiel und in den Jahren darauf erst in Hoyerswerda, dann in Mölln und Solingen Wohnungen von Ausländern brannten. Wir gingen auf die Straße, Schweigemarsch, Seite an Seite mit Lehrern und Schulfreunden. Mit den Anschlägen fühlten auch wir uns gemeint, weil es Menschen wie uns in diesem Land betraf. Wahrscheinlich wäre es uns nicht in den Sinn gekommen, aus Sorge um Vietnam, die Türkei oder Polen einen Fuß vor die Tür zu setzen. Wenn die Verwandten bei ihren seltenen Besuchen oder den kostbaren Telefonaten davon erzählten, was daheim in der Ferne passierte, dann hörten wir uns diese Geschichten an, nahmen sie zur Kenntnis. Aber sie waren weit weg von unserem Alltag.

Erst sehr viel später verstanden wir, dass es einen großen Unterschied macht, ob man Heranwachsender in Deutschland ist oder deutscher Heranwachsender.

Spätestens wenn wir nach der Schule heimgingen und die Türschwelle überschritten, kehrten wir zurück in die Fremde, die sich vertraut anfühlte. Es lief irgendein türkischer Fernsehsender, Polnisch oder Vietnamesisch erklang aus der Küche, und abends baten uns die Eltern, ihre Briefe auf Fehler durchzusehen. Daheim erlebten wir eine andere Welt als tagsüber in der Schule. Unser Zuhause war nicht deutsch, unsere Familien waren nicht deutsch. Wir waren anders, weil unsere Eltern, ihre Leben und ihre Sorgen anders waren als die der Familien unserer Mitschüler.

Das alles wussten wir, aber wir können uns nicht mehr

daran erinnern, wann es begann, eine Rolle zu spielen, das Anderssein. Über die Jahre schlich sich dieses Gefühl ein, weil jede von uns irgendwann Geschichten erlebt hat, die bloßlegten, wer in Deutschland als fremd gilt und was es heißt, fremd zu sein. Meistens traf es unsere Eltern. Da wurde die türkische Mutter in einem Geschäft nicht bedient, weil sie gebrochenes Deutsch sprach. Da sagte ein Kollege zu dem polnischen Vater, er würde am liebsten die ganzen Polacken und Russen über den Haufen schießen, weil sie den Deutschen die Arbeitsplätze wegnähmen. Da sagte der Lehrer, als es Ärger in der Schule gab, es solle doch der Elternteil anrufen, der besser Deutsch spreche; man habe keine Lust, sich abzumühen. Dabei sprachen beide Deutsch, nur eben mit diesem fremden Akzent.

Unsere Eltern hielten sich nicht lange mit solchen Bemerkungen auf, sie gaben sich unempfindlich. Wir aber speicherten diese Beweise der Ausgrenzung in unseren Köpfen ab. In kleinen Mengen tropften sie über die Jahre in unsere Leben und ließen ein Gefühl der Entfremdung wachsen. Noch heute hören wir, Migranten sei Bildung nicht wichtig, Türken seien rückständig, nicht integrierbar, und die billige polnische Putzfrau könne man sich bald nicht mehr leisten, so teuer sei sie geworden. Mittlerweile sind wir nur noch selten persönlich gemeint, aber in diesen Geschichten schwingt eine Ablehnung mit, die auch uns trifft. Es fällt uns schwer, sie zu vergessen und einfach beiseitezulegen.

Als Jugendliche schämten wir uns manchmal für unser Anderssein, und auf die Scham folgte Wut. Wenn wir die Sticheleien hörten, hätten wir uns am liebsten irgendwie gewehrt, am besten eine wahnsinnig kluge Antwort in perfektem Hochdeutsch gegeben, die den anderen noch lange in den Ohren

nachklingen würde. Stattdessen hielten wir irritiert den Mund, wenn uns jemand sagte, *dafür* spreche man wirklich gut Deutsch.

Heute sind wir jene, von denen die anderen sagen, dass sie es geschafft haben: jung, weiblich, Kinder von Ausländern und trotzdem Redakteurinnen bei einer großen Zeitung. Und dennoch trauen wir unseren Biographien nicht, dennoch fühlen wir, dass wir nicht Teil des Ganzen sind.

Nicht Ausländer, nicht Deutsche

Nach und nach haben wir begriffen, dass wir trotz aller Anstrengungen immer anders bleiben werden. Deutsche hinterfragen vielleicht dieses Land, diese Gesellschaft, so wie wir auch. Vielleicht plädieren sie dafür, Menschen anderer Hautfarbe und anderer Herkunft gleich zu behandeln, so wie wir auch. Aber sie sind nicht diese Menschen – wir sind es. Wir sind die, bei denen nicht klar ist, ob sie hierhergehören: ob wir die Sprache gut genug sprechen, die Regeln gut genug kennen; ob wir die deutsche Geschichte als die unsere ansehen und die Werte dieser Gesellschaft verinnerlicht haben. Die Deutschen fühlen mit ihrem Herzen, dass sie von hier kommen und hierhergehören. Wir wissen es nur mit unserem Verstand. Und so kommen wir uns manchmal wie Hochstapler vor, wenn wir versuchen, unsere deutschen Leben zu führen.

Wir sind zwar anders als unsere Eltern: Unsere Geschichte ist eine andere, unsere Werte und unsere Vorstellungen vom Leben in Deutschland auch. Sie sind die Ausländer, nicht wir. Aber Deutsche sind wir deshalb noch lange nicht. Was sind wir eigentlich? Was wollen wir sein?

Unsere Biographien sind sperrige Hybriden, die für Eindeutigkeiten nicht taugen. Khuê Pham mag ein vietnamesischer Name sein und Özlem Topçu ein türkischer, aber weder ist die eine Vietnamesin noch die andere Türkin. Beide wurden in Deutschland geboren; die eine wuchs hier auf, die andere lebte lediglich als Kind für drei Jahre in der Türkei. Der Name Alice Bota klingt deutsch, aber er hat diesen Klang erst angenommen, als aus einer Alicja eine Alice gemacht wurde. Sie kam als Achtjährige nach Deutschland, als Einzige von uns dreien besitzt sie zwei Pässe. Khuê Pham stammt aus einer aufgestiegenen Bildungsbürgerfamilie, Özlem Topçu ist ein Arbeiterkind und hat als Erste in der Familie studiert; Alice Bota hat erlebt, wie ihre Akademikereltern in Deutschland wieder von vorn anfangen mussten. Unsere größte festzustellende Gemeinsamkeit: Wir haben einen Migrationshintergrund.

Es ist ein merkwürdiges Wortungetüm. Die deutsche Verwaltung hat es vor einigen Jahren eingeführt, um Ordnung zu schaffen, weil die Dinge unübersichtlich geworden sind. Weil in Deutschland Eingebürgerte leben, die bleiben möchten; Ausländer, die womöglich wieder gehen wollen; weil sie Kinder haben, von denen einige einen bundesrepublikanischen Pass haben und andere nicht. Das Wort verrät sich selbst: Es versucht eine Definition, die offenbart, wie vage das Konzept von Deutsch-Sein und Nicht-deutsch-Sein ist.

Auch wir wissen nicht, wie die richtige Bezeichnung lauten könnte: Ein-bisschen-Deutsche? Deutsche mit Verwandten und einem zweiten Leben im Ausland? Wir sind uns nicht einmal einig darüber, ob es überhaupt eine solche Definition braucht. Doch wir wissen, dass ein statistisches Merkmal wie «Migrationshintergrund» nicht viel über einen Menschen ver-

rät. Wir sind Musliminnen, Katholikinnen, Atheistinnen; wir sind Schwestern, Töchter, Ehefrauen, wir kommen aus unterschiedlichen Städten, wir haben unterschiedliche Interessen, und für die Zukunft stellt sich jede von uns etwas anderes vor. Nur eines kommt uns nicht in den Sinn: zurückzukehren in ein ominöses Heimatland. Denn das haben wir nicht. Wir sind hier daheim.

Wer bestimmt, wer zu dieser Gesellschaft gehört, wer definiert, was deutsch ist? Es sind von jeher jene, die in den Institutionen, den Redaktionen, den Vorständen oder der Regierung sitzen. Männer wie der frühere Bundesinnenminister Otto Schily, der vor zehn Jahren sagte, die beste Integration sei Assimilation, und dafür eine Menge Beifall bekam. Doch jetzt wollen wir, die mit dieser Aussage gemeint sind, selbst benennen, wer wir sind. Und was deutsch ist. Wir, Kinder von Ausländern, groß geworden in einem bundesrepublikanischen Leben, herumgekommen in einem geeinten Europa nach 1989, suchen Worte für ein Selbstverständnis, das nicht ganz einfach zu finden ist.

Uns fällt die Bezeichnung «neue Deutsche» ein.

Es ist kein Pass, der jemanden zum neuen Deutschen macht, es ist nicht sein Erfolg oder das Ergebnis eines Einbürgerungstests – es ist ein Selbstbewusstsein, das wir genährt haben aus Wut und Stolz. Wut, weil wir das Gefühl haben, außen vor zu bleiben; weil es ein deutsches *Wir* gibt, das *uns* ausgrenzt. Und Stolz, weil wir irgendwann beschlossen haben, unsere eigene Identität zu betonen. Sie einzubringen. Ohne danach zu suchen, haben wir dieses Gefühl, diesen Begriff bei anderen gefunden, denen wir begegnet sind. Harris, Sohn einer deutschen Mutter und eines schwarzen Amerikaners, Rapper, hat sich selbst zum neuen deutschen Patrioten erklärt. Naika Foroutan,

Soziologin, deutsche Mutter, iranischer Vater, benutzt den Begriff, um in ihrer Forschung die neuen Deutschen von den alt-ingesessenen zu unterscheiden. Es gibt viele andere, die sich intuitiv so nennen. Unsere Gleichung ist einfach: Wir sind Teil dieser Gesellschaft. Wir sind anders. Also gehört die Andersartigkeit zu dieser deutschen Gesellschaft.

Mehr als 16 Millionen Menschen in Deutschland haben einen Migrationshintergrund. Vielen von ihnen geht es so wie uns: Sie fühlen sich als Deutsche, weil sie hier geboren sind und keine andere Heimat kennen. Oder weil sie beschlossen haben, hier ihre Leben zu verankern. Ihre Biographien, vor allem aber die ihrer Kinder, Migranten der zweiten oder dritten Generation, werden in der deutschen Gesellschaft immer sichtbarer. Sie treten gegeneinander im Finale der Sendung *Deutschland sucht den Superstar* an, die den Spitznamen Migrantenstadl trägt, sie beherrschen die Fußballnationalmannschaft, sie schießen bei der Fußballweltmeisterschaft oft die entscheidenden Tore. Kinder von Migranten repräsentieren Deutschland in der Welt.

Diese bemerkenswerten Geschichten beweisen, dass sich das Land durch die Einwanderung wandelt. Aber noch sind die Erzählungen vom Erfolg Ausnahmen. Wie kommt es, dass in der Unterhaltungsbranche oder beim Fußball gelingt, was in anderen Bereichen bisher nicht funktioniert? Noch immer ist es ungewöhnlich, dass Leute wie wir bei einer großen deutschen Zeitung arbeiten. Sehr wenige neue Deutsche sind in Stiftungen, Verbänden oder DAX-Vorständen vertreten, sehr wenige sitzen im Bundestag, sind Polizisten oder Beamte in Stadtverwaltungen. Noch sind wir neuen Deutschen in der Mitte der Gesellschaft unterrepräsentiert. Aber das wird sich ändern. Wir können nicht außen vor bleiben.